Schwalbensachen, Alpenveilchen usw.

Die Zärtlichkeit der Worte: Mit dem Band „fleurs“ setzt Friederike Mayröcker ihre Prosa-Notizen fort

VON JÖRG MAGENAU

Dies ist kein Tagebuch, jedenfalls keine Mitschrift von Alltagsereignissen. Zwar sind alle Einträge datiert (sie reichen von März 2014 bis Mai 2015), aber was da zur Sprache kommt, sind eher Fantasien, freie Assoziationen, Wortgestöber, Gedankenarabesken, Stimmungsbilder. Friederike Mayröcker spricht einmal von „halluzinierten Stücken“. Sie schreibe direkt von ihren Träumen ab, empfange „Verbalträume“. Die Aufgabe der Dichterin besteht darin, sie einzufangen und zu warten „bis es einschnappt“.

Der erste Eindruck, den diese lyrische Prosa hinterlässt, ist so verblüffend wie schockierend: Ist sie überhaupt für Leser geschrieben? Lässt sie sich „verstehen“? Wer sich diesen Notaten rational nähert und sie entschlüsseln möchte, ist verloren. Sätze sind oft nicht vollständig, Interpunktion und Rechtschreibung eigenwillig, Bezüge unklar, biografische Hintergründe dunkel, als werde hier eine Geheimsprache erprobt. Es bleibt nur, sich dieser Sprache und ihren Bildern zu überlassen.

„fleurs“ heißt dieser Band, Teil drei der Botschaften aus der Innenwelt nach „etúdes“ und „cahier“, und tatsächlich ist das Frühlingshafte, Blühende, Sinnenfrohe nicht zu übersehen. Dass der Zeitraum dieser Aufzeichnungen auch den 90. Geburtstag der Dichterin am 20.12.2014 umfasst, ist ihr selbst keiner Rede wert. Verblüffend ist vielmehr ihre ungebrochene Lebenslust, ihr Liebesverlangen, ihr Umarmungsbedürfnis. Sie kann gar nicht genug bekommen von all dem, was sie umgibt, den Blumen, den Dingen, den Menschen, ja noch nicht einmal von den Resten im Kühlschrank: „altes Fleisch auf Untertasse“ – und schon gar nicht von all ihren Lektüren und vom eigenen, schlagenden Herz. Der Körper ist – jenseits der Zeit und des Alters – etwas, in das sich die Worte verkrallen, und wenn draußen die „Vögelchen“ herumschwirren, dann liebkosen sie stellvertretend für die Beobachterin den Garten. Ihre Vorliebe für Diminutive, für Ästchen und Stimmchen und Kreuzchen steht für ihr „Verlangen nach Welt-Zärtlichkeit“.

Friederike Mayröcker, geboren 1924 in Wien, wo sie auch heute noch lebt, schreibt Lyrik und Prosa, Erzählungen, Hörspiele, Kinderbücher und Texte für die Bühne. FOTO: IMAGO

Mayröcker gestattet sich keine Klagen über das Alter, allenfalls ist zu erfahren, dass das Gehen ihr immer schwerer fällt und ein Rollator in Gebrauch genommen werden muss. Abschied zu nehmen aber wäre unmöglich: „Ich will nicht, ich kann nicht Abschied nehmen von mir usw.“ Das abgekürzte „Und so weiter“ ist ein wiederkehrendes Stilmittel. Mayröcker setzt es gegen jeden Anflug von Sentimentalität: „Tränen usw.“ Anlass zur Trauer gibt es ja reichlich, mit dem Alter nimmt auch die Einsamkeit zu, doch Friederike Mayröcker ist in ihrer Sprachwelt umgeben von Gesprächspartnern und nie allein. Der Maler Andreas Grunert ist mit seinen Bildern ihr ständiger Begleiter und spendet dann auch einmal „Himbeertropfen am Finger“.

Auch Cy Twombly, Max Ernst und Antoni Tàpies kommen als Paten vor. Angesprochen sind neben anderen auch die Dichterkollegen Elke Erb, Thomas Kling, Marcel Beyer – und Hölderlin als ihr gemeinsamer Urahn. Der Unterschied zwischen Lebenden und Toten spielt in dieser Welt der Sprachgegenwart keine Rolle. Musik gibt es auch, sie reicht von John Dowland bis zu Alexander Skrjabin und unterscheidet sich qualitativ nicht von Kohlweißling und Specht: „das sind die Tautropfen der Sprache am Morgen“.

Vor allem aber ist da Ernst Jandl, der schmerzlich vermisste Lebens- und Liebespartner, das herbeigerufene Gegenüber all dieser Ansprachen. Der Kalender, der im Arbeitszimmer an der Wand hängt, zeigt immer noch das Jahr 2000 an, in dem Jandl starb. Seither ist die Zeit stehen geblieben. Sie verläuft sowieso anders im Schreiben, der täglichen Datierung zum Trotz. All diese Texte wenden sich an ein „Du“, das ihnen fehlt. Die Sehnsucht ist ihnen eingeschrieben, der Schmerz als Grundton, aber das ist kein Widerspruch zur Freude, am Leben und in der Welt zu sein – und das noch möglichst lange. Das hört sich dann so an: „Wie würde es anders sein als dasz ich in Sehnsucht an dich denke, da ich lese in deinem phantasierten Angesicht: da du in solcher Ferne … hab’ mich erbrochen : habe meine Seele erbrochen in dieser meiner störenden Raserei, so Schwalbensachen! momentan bisz ich mir die Hand ab, am Morgen das Alpenveilchen der Tränen, damals küszte er mir die Fuszknöchel usw.“

So wie Mayröcker die Welt liebt, voller Sprachlust und Hingabe, möchte man geliebt werden

Mayröcker unterstreicht einzelne Wörter und Phrasen, was auch im Druck wiedergegeben wird, und manchmal zeichnet sie Hieroglyphenhaftes zwischen die Wörter, ein Augenpaar, einen Mund – ganz so, als genügten ihr die Buchstaben nicht in ihrer Zeichenhaftigkeit. Die Sätze, die daraus entstehen, könnten Beschwörungen oder Zaubersprüche sein. Ein Mund, ein gezeichnetes Lippenpaar: Das sind Zärtlichkeiten, die kaum noch zu sagen, nur zu flüstern wären und die vergehen wie „die Liebschaft der weiszen Rose deines Ohr’s“.

Undenkbar wären Mayröckers „fleurs“ ohne ein zerlesenes Buch, das sie schon seit mehr als sechs Jahren auf dem Nachttisch liegen hat. Sie bezeichnet es als ihr „Morgengebet“, weil sie dort Worte und Wortfolgen vorfindet, von denen sie sich direkt ins eigene Schreiben hinüberführen lässt. Es ist „Glas“ von Jacques Derrida, ein Buch über Hegel und über Jean Genet, das auch formal ungewöhnlich ist: Derrida schreibt in zwei Spalten, links Hegel, rechts Genet, die nur mit- und nicht nacheinander zu lesen sind. Genauso verfährt Friederike Mayröcker. Auch ihr genügt es nicht, die Gedanken und Stimmungen linear, nacheinander zu notieren. Immer wieder bricht sie den Textfluss auf, rückt ein und schreibt in zwei Spalten nebeneinander, so dass die einzelnen Bruchstücke sich gegenseitig beeinflussen. Das sind nicht einfach nur Kommentare oder Ergänzungen, sondern es entsteht so etwas wie ein Gespräch der Sprache mit sich selbst.

Mayröcker liebt Derridas Buch. Von ihm hat sie auch das Prinzip des Aufhörens mitten im Satz übernommen. Denn es ist ja klar, dass ein derartiges Sprechen nur abbrechen kann, weil es nicht enden will, also endet auch ihr Buch mitten in einem Satz. Man kann Derrida und all die anderen, all die Blumen, Dinge, Bücher und Menschen nur beneiden. So wie Mayröcker sie liebt, mit ihrer Sprachlust und Zärtlichkeitsfülle, möchte man doch geliebt werden in dieser Welt. Dafür gibt es diese Prosa einer sehr alten Frau, die sehr jung geblieben ist, weil ihre Sprache und ihre Zärtlichkeit nicht altern.

Friederike Mayröcker: fleurs. Suhrkamp Verlag, Berlin 2016. 152 S., 22,95 Euro. E-Book 19,99 Euro.

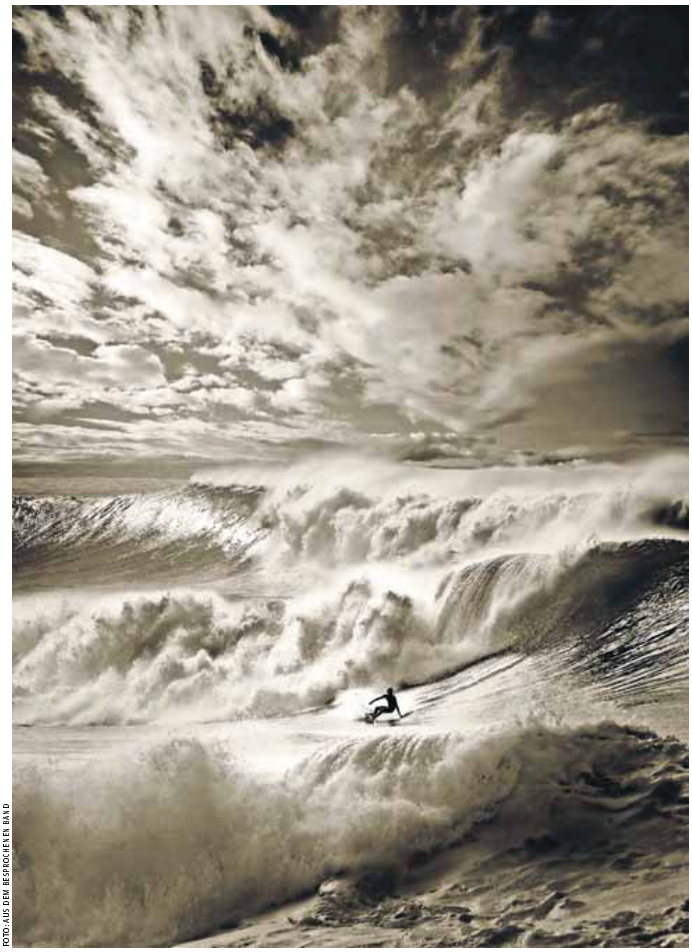

FOTO: AUS DEM BESPROCHENEN BAND

Weiße Wunden im Blau: der Bildband „Surfing“

Der Bildband „Surfing“ ist ziemlich schwer. Wahrscheinlich hat ihn der Taschen-Verlag deshalb in eine Box gepackt und einen Tragegriff drangemacht. Man kann den Band nun wie einen Aktenkoffer durch die Gegend schleppen, wie einen 7-Kilo-Aktenkoffer wohlgemerkt. Aber an den Strand wird man diesen Bild-Aktenkoffer nicht mitnehmen wollen. Macht nichts. „Surfing“ ist sowieso eher ein Buch für graue Wintertage. Wenn mal gerade kein Strand zur Verfügung steht.

Jim Heimann, der Macher dieser – das muss man jetzt einfach sagen – Bibel von einem Surferbuch, schreibt im Vorwort: „Was einem das Surfen gibt, ist in etwas so Greifbarem und Handfestem wie einem Buch nicht wiederzugeben.“ Der Versuch, den Heimann trotzdem unternommen hat, kann sich jedoch sehen lassen. Er hat mit enzyklopädischem Fleiß alles zusammengetragen, was es zum Surfen zu sagen, vor allem aber zu zeigen gibt.

Man kann mit diesem Buch gut durch 240 Jahre Surf-Geschichte gleiten und man lernt sogar einiges dabei. Zum Beispiel, dass alles 1778 mit der surfenden Urbevölkerung von Hawaii begann – so sieht man es auf Holzstichen, lange bevor die Surfkultur in Kalifornien entstanden ist. Und wer hätte gedacht, dass mit dem Angriff auf Pearl Harbor 1941 diese kalifornische Surfkultur fast wieder zum Erliegen kam, weil sich fast alle Surfer-Boys zur Army meldeten. Auch die „Surf Nazis“ kommen vor, noch so eine Geschichtskuriosität. Die „Surf Nazis“, das war in den Sechzigerjahren eine Gruppe von Surf-Extremisten mit aufgemalter Swastika auf dem Brett, natürlich nur, um die Leidenschaft zum Ausdruck zu bringen, und damit das ein oder andere Elternteil in Ohnmacht fiel.

Wie wenig andere Sportarten lebt das Surfen ja von der beneidenswerten Mischung aus sommerlicher Lässigkeit und urwüchsiger Naturkraft des Meeres. Eben lagen sie noch mit ihren Strandkörpern im warmen Sand und im nächsten Moment reiten sie da draußen die Welle, mit einem Ausdruck von Versunkenheit im Gesicht. Surfen ist Rausch, das ist die Botschaft des Bildbands. Deswegen werden auch nicht die üblichen Katalogbilder gezeigt, sondern grobkörnige Zeitdokumente, viele sogar – untypisch für die Sportart – in Schwarz-Weiß.

Ein junger Mann hebt sein Brett vom Auto, er schaut in die Kamera, seinen nachtschwarzen Surfanzug hat er bereits an, die Kapuze über den Kopf gezogen, sodass nur noch ein Haarbüschel rausschaut. Dieser Kerl will jetzt raus aufs Meer, auch wenn er mit den Füßen im Schnee steht, die Heckscheibe des Autos eingefroren ist und nur der eiskalte, den Kältetod bringende Atlantik wartet: Winter 1983, irgendwo an der Küste von New Jersey.

Oder die Superwelle, die wie eine Wand vor dem Himmel steht. Zwei Surfer gleiten an ihr hinab, die Bretter reißen gischtweiße Wunden ins Blau. Ein Dritter ist im freien Fall begriffen, ein Vierter schon abgetaucht. Und dann, ein paar Seiten später, ein stiller Fotomoment der Erschöpfung: Ein Surfer lehnt an seinem Brett, und es wirkt kein bisschen lächerlich. HANNES VOLLMUTH

Jim Heimann: Surfing, 1778 - 2015. Taschen, Köln 2016, 592 Seiten, 150 Euro.

Seite an Seite

Übers Internet aufgespürt – altes Zusammenleben in Czernowitz

Höhere Töchter mit Spitzenkragen, aufgereiht zum Klassenfoto: Ein scheinbar alltägliches Medium kann Bände sprechen, wenn Marianne Hirsch und Leo Spitzer (beide Columbia University, New York) die Schwarz-Weiß-Bilder betrachten. Wie die Schülerinnen aufgewachsen sind, wie sie sich bei unterschiedlicher Herkunft am Gymnasium im alten Czernowitz assimiliert haben, analysieren die beiden Wissenschaftler mit historisch sensibilisiertem Blick. Das „Nachleben von Klassenfotos“, ein Aufsatz in dem von Markus Winkler herausgegebenen Band „Partizipation und Exklusion“ über Bildung in der habsburgisch geprägten Bukowina (*Band 132 der Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München/IKGS, Dezember 2015, Verlag Friedrich Pustet, 296 S., 29,95 Euro*) erschließt sich dank Internet. Ein einzelnes Familienschicksal veranschaulicht die neuen Möglichkeiten des digitalen Mediums.

Dank der Toleranz von Kaiser Franz Joseph kam die Stadt im äußersten Osten der Monarchie zu einer geradezu sagenhaften kulturellen Blüte: Es habe dort „mehr Bücherläden als Bäckereien“ gegeben, heißt es. Die deutsche Sprache vereinte die Vielfalt der einzelnen Volksgruppen, auch wenn man zu Hause Ruthenisch-Ukrainisch, Polnisch, Jiddisch oder Rumänisch sprach. Der Drang nach Bildung, die Gleichberechtigung und Aufstieg ermöglichte, beherrschte alle Kreise der Gesellschaft.

Lange hielt sich in Schulfotos der Geist der Toleranz in den multiethnischen Klassenräumen

Per E-Mail wurde die Literaturprofessorin Marianne Hirsch auf das Foto vom Czernowitzer privaten Hoffmann-Gymnasium aufmerksam gemacht, das sie auch ganz persönlich betraf. Die Absenderin hatte es in der Sammlung des Holocaust Memorial Museum in Washington entdeckt – und darauf ihre Mutter neben der von Marianne Hirsch, in der ersten Reihe, auf dem Fußboden sitzend, die Beine untergeschlagen. Die Jüdin Lotte Hirsch und die christlich-orthodoxe Ukrainerin Olha Ostaficiuk waren Freundinnen. „Als sie 1936 dem Schulfotografen gegenüber standen“, schreibt Hirsch, „blickten sie auf eine Zukunft voller Möglichkeiten, wie zerbrechlich ihre Welt schon geworden war, wussten sie noch nicht.“

Äußerlich einander angepasst, eingereiht in die Gesellschaft, zu der sie gehören wollten, waren die Czernowitzer Schüler aller Provenienzen auf dem Weg, sich ihr „Bildungskapital“ (Pierre Bourdieu) zu erobern. Die Emanzipation und Integration jüdischer Kinder zeigen auch ältere Fotos, etwa dasjenige mit Adolf Blond, aufgenommen um 1900 und von einem entfernten Verwandten der Sammlung geschenkt: Nichts deutet darauf hin, dass der Junge inmitten seiner Klassenkameraden aus ukrainischen oder rumänischen Familien von Vorfahren stammt, die noch die religiösen Grund- und Talmud-Schulen in einem der bukowinischen Schtetl besucht hatten. Das habsburgische Bildungsprojekt brachte Adolf Blond in die staatliche Volksschule für Knaben in Czernowitz.

Der Geist der Toleranz, der die multiethnischen Klassenräume geschaffen hatte, hielt sich im Schulfoto erstaunlich lange: Das dokumentieren die Gruppenbilder, die ungeachtet des schon in den Zwanziger- und Dreißiger jahren wachsenden Antisemitismus weiterhin aufgenommen und verbreitet wurden. Kaum fünf Jahre, nachdem Lotte und Olha, wohlfrisiert und ernst, gemeinsam in die Kamera geschaut hatten (Lotte überlebte die Verfolgung und wanderte wie auch Olha später in die USA aus), sollten Juden massenhaft aus Czernowitz deportiert werden: Nach dem Zerfall der k.u.k. Monarchie hatte „Großrumänien“ die Bukowina übernommen, kollaborierte dann später mit den Nazis. Rumänische Gymnasiallehrer ließen jüdische Schüler schon vorher bei der Matura durchfallen. „Die Stadt“, so Hirsch und Spitzer, „versuchte, sich ihrer zu entledigen.“

Als virtuelle Besucher können nun Nachfahren der Schüler die von Steven Lasky betreute Czernowitz-Erinnerungs-Website des Museum of Family History besuchen (http://museumoffamilyhistory.com/ftp-main.htm). Auch der weit verstreuten Gemeinde des Mythos Czernowitz wird Vergangenes auf diese Weise zugänglich: Alte Zeitzeugnisse werden decodiert, Epochen neu belebt und verlorene Gemeinschaften wieder aufgebaut. RENATE NIMTZ-KÖSTER

Ein Literaturpreis von „Charlie Hebdo“

Die französische Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* hat einen Literaturpreis für Schüler und Studenten ins Leben gerufen. Damit wolle man Texte auszeichnen, die überraschend, verrückt und respektlos seien, sagte der Mitarbeiter der Wochenzeitung und Initiator des Projekts Igor Gran dem Radiosender France Info. Die Auszeichnung solle eine Alternative zu den klassischen und „trübseligen“ Literaturpreisen sein. Nach dem Terroranschlag am 7. Januar 2015 hätten viele junge Menschen der Redaktion spontan Zeichnungen geschickt, sagte der Karikaturist und *Charlie-Hebdo*-Chef Riss. Der Preis richtet sich an französischsprachige Menschen zwischen 12 und 22 Jahren, unabhängig von ihrem Herkunftsland. DPA

Nach oben offene Schockwellen-Skala

In ihrem neuen Roman „Ich bin am Leben“ schildert Kettly Mars die Folgen des Erdbebens in ihrer Heimat Haiti

Das Erdbeben, das im Januar 2010 die Region um Haitis Hauptstadt Port-au-Prince verwüstete, mehr als 300 000 Opfer forderte und zwei Millionen Haitianer zu Obdachlosen machte, war eine weitere Station in der langen Abfolge von Menschenhand oder durch die Natur verursachter Katastrophen, welche die seit 1804 erste freie Sklavenrepublik der Welt geprägt haben. Die haitianische Autorin Kettly Mars beschrieb damals in ihrem Roman „Vor dem Verdursten“, wie die weitgehend zerstörte Innenstadt von Port-au-Prince von Obdachlosen bevölkert und die hastig errichteten Hilfscamps schon bald zu Brutstätten der grassierenden Cholera-Epidemie wurden, und zum Rückzugsgebiet für Kriminelle, Kinderhändler und andere Profiteure der Katastrophe.

Fünf Jahre später deutet Kettly Mars in ihrem neuen Roman „Ich bin am Leben“ immerhin eine Zukunft des Landes an, wie ungewiss und trübe sie auch sein mag. Die Hilfsorganisationen sind längst wieder abgezogen, die von Bill Clinton versprochenen Milliarden-Hilfen ist nie angekommen. „Nach dem Schock gab es eine Welle der Solidarität“, sagt Kettly Mars über die Zeit nach dem Beben. „Wir wollten damals daran glauben, dass unser Land, unsere Gesellschaft endlich aufsteht. Aber es gab keine Führungspersönlichkeit, die den Moment genutzt hätte, zum Zusammenhalt aufzurufen, keinen politischen Appell.“

Die haitianische Gesellschaft ist traditionell gespalten zwischen den Nachfahren der Kolonialherren aus Spanien und Frankreich und den Abkömmlingen der aus Westafrika importierten Sklaven. Kettly Mars verdichtet diese Konstellation im Schauplatz ihres Romans, dem Anwesen der großbürgerlichen Familie Bernier. Es ist, anders als viele Villen der Hauptstadt, vom Beben verschont geblieben, dennoch zeitigt die Katastrophe auch hier ihre Folgen. Das Heim, in dem Alexandre, der älteste, an Schizophrenie leidende Sohn der Familie seit vierzig Jahren lebt, wird wegen der Cholera-Epidemie geschlossen, die Berniers müssen ihn nach Hause holen. Er spricht kaum ein Wort, in einem Bungalow neben dem Herrenhaus hängt er allein seinen Fantasien nach, aber seine Rückkehr schürt in der Familie diffuse Ängste vor seiner Krankheit und ruft Erinnerungen an die Vergangenheit herauf.

Nach dem Tod des Familienoberhaupts Francis Bernier, der seine gesellschaftliche Stellung und seinen Posten als Präsident der Anwaltskammer bereits unter der Diktatur der Duvaliers verlor, hält seine Frau Eliane den bürgerlichen Lebensstandard durch den Verkauf von Landgütern aufrecht. In inneren Monologen rekonstruiert die alternde Hausherrin den Machtkampf zwischen ihrem verstorbenen Ehemann und dem kranken Sohn Alexandre: dessen Kampf gegen die Diktatur, seine Verhaftung und Misshandlung durch die Geheimpolizei und die klammheimliche Abschiebung in die Psychiatrie zum Schutz seiner selbst und der Familie.

Die ältere Generation ist abgetreten, aber die Erinnerung an die Diktatur schwelt weiter

Alexandres Schwester Marylène wiederum hat wie so viele Künstler und Intellektuelle ihre Heimat rechtzeitig verlassen und eine internationale Karriere als Malerin gemacht. Seit ihrer Rückkehr nach Haiti kehrt sie die Überreste der dreißigjährigen Schreckensherrschaft und die Scherben der einst stolzen Familie Bernier zusammen. So unaufgeregt wie eindringlich zeigt Kettly Mars, die selbst die ersten dreißig Jahre ihres Lebens unter dem Duvalier-Regime verbrachte, was die Angst vor der Geheimpolizei in der Intimität einer Familie anrichtete, wie man sich mit der Diktatur arrangierte oder eben nicht und dabei um sein Leben fürchten musste. In ihrem Roman braucht es das schwerste Beben in der Geschichte des amerikanischen Kontinents, um die verschwiegene Vergangenheit wieder ans Tageslicht zu bringen.

Auch die größtenteils noch heute unter archaischen Umständen lebende Landbevölkerung Haitis, die der schlimmsten Armut im Hinterland zu entkommen und in der Hauptstadt ein Auskommen zu finden versucht, hat ihren Platz in diesem Familien- und Gesellschaftsroman. Ecclésiaste, der Pfleger des schizophrenen Alexandre, ergreift eines Tages die Flucht vor den beängstigenden Symptomen des Patienten, die ihn an die Verhexungen und Flüche erinnern, von denen die Alten in seinem Dorf ihm erzählten. Die junge Norah wiederum, die der Malerin Marylène Modell steht, ist ein Mädchen aus dem Volk, das sich mit kleinen Jobs und Liebeleien über Wasser hält und mit einem ebenso kritischen wie berechnenden Blick auf die großbürgerliche Familie ihre erotischen Reize profitabel einzusetzen weiß.

Wie Kettly Mars die verkrusteten Strukturen der haitianischen Gesellschaft im Mikrokosmos des Anwesens der Berniers spiegelt, ist ein beeindruckendes Stück Literatur aus einem Land, das trotz einer Analphabeten-Quote von über achtzig Prozent eine äußerst lebendige literarische Szene unterhält. Die Vielstimmigkeit und die kaleidoskopische Collage sich überlagernder Handlungsstränge prägt wie bei nicht wenigen Autoren aus Haiti auch bei Kettly Mars das Erzählen. Kapitel für Kapitel wechselt sie die Erzählperspektive, verwebt Individuum, Gesellschaft und Vergangenheit zu einem System kommunizierender Röhren und deckt Schicht um Schicht die verborgenen Erinnerungen, verschwiegenen Dramen und Ängste auf.

Bis zum Ende wird das Schweigen nicht gebrochen, doch immerhin scheint die Rückkehr des kranken Alexandre eine emotionale Erstarrung zu lösen. „Ich bin am Leben“ – das sind die einzigen Worte, die Kettly Mars am Ende des Romans dem schizophrenen Alexandre in einem klaren Moment in den Mund legt. Sie lässt damit ein ganzes Volk sprechen, das sich ungeachtet aller Unglücke und Rückschläge die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht nehmen lässt. CORNELIUS WÜLLENKEMPER

Kettly Mars: Ich bin am Leben. Roman. Aus dem Französischen von Ingeborg Schmutte. Litradukt Literatureditionen, Trier 2015. 128 Seiten, 12,90 Euro.